

Gerhard Oberlin

SCHILLER

Text + Deutung

VERSTEHEN



Königshausen & Neumann

Gerhard Oberlin
—
Schiller verstehen

Der Autor Dr. Gerhard Oberlin arbeitet als Freier Literatur-, Kultur- und Sportwissenschaftler mit Wohnsitz in Tübingen. Nach einer internationalen Laufbahn als Lehrer, Schulleiter und Fortbilder war er unter anderem Dozent für deutsche Sprache und Literatur an der Beijing Foreign Studies University und am Deutsch-Chinesischen Institut der University of Business and Economics, Beijing/China. Zuletzt Gastdozent der Hebrew University in Jerusalem, der Malayalam University in Tirur/Kerala und am Pookoya Thangal Memorial Government College in Perinthalmanna/Kerala. Neben zahlreichen Aufsätzen in internationalen Fachzeitschriften mehr als 40 Buchveröffentlichungen, zuletzt: *Demokratiedämmerung* (2023); *Palavergehorsam. Über Meinungsdirigismus und den Verlust der Wirklichkeit* (2023); *Homo sapiens – eine aussterbende Art?* (2023); *Droste verstehen – Text + Deutung* (2023); *Büchner verstehen – Text + Deutung* (2023); *Goethe verstehen – Text + Deutung* (2024). Er ist Herausgeber u.a. der Bände: Argyris Sfountouris: *Trauer um Deutschland. Reden und Aufsätze eines Überlebenden* (2015) und Argyris Sfountouris: *Schweigen ist meine Muttersprache. Griechenland – seine Dichter, seine Zeitgeschichte* (2017).

Gerhard Oberlin

Schiller verstehen

Text + Deutung

Königshausen & Neumann

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Verlag Königshausen & Neumann GmbH, Würzburg 2024

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier

Umschlag: skh-softics / coverart

Umschlagabbildung: Johann Leonhard Raab: Friedrich Schiller (1859)

Wikicommons: [https://fr.m.wikipedia.org/wiki/Fichier:](https://fr.m.wikipedia.org/wiki/Fichier:Schiller-Galerie_komplett_Bild_01.jpg)

Schiller-Galerie_komplett_Bild_01.jpg (Letzter Zugriff: 17.09.2024)

Alle Rechte vorbehalten

Dieses Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist

ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany

ISBN 978-3-8260-8455-3

eISBN 978-3-8260-8456-0

www.koenigshausen-neumann.de

www.ebook.de

www.buchhandel.de

www.buchkatalog.de

*In der ganzen Geschichte des Menschen ist kein Kapitel un-
terrichtender für Herz und Geist, als die Annalen seiner
Verirrungen.*

Friedrich Schiller: *Verbrecher aus Infamie* (162)

Inhalt

Vorwort	9
Einführung	13
Die Räuber	21
Verbrecher aus Infamie	161
Dom Karlos. Infant von Spanien	
Thalia-Fragment, Akt I-III, 9. Auftritt	191
Erstdruck 1787, Akt III, 10. Auftritt	383
Arbeitsbibliothek	405

Vorwort

Verlag und Autor erinnern an Friedrich Schiller mit diesem siebten Band der Reihe *Literatur verstehen*, die seit 2021 deutsche „Weltliteratur“ mit *Text + Deutung* präsentiert. Zum Konzept der Reihe gehört nicht nur die möglichst authentische Textgestalt in Erstdruckfassung oder historisch-kritischer Edition auf dem Stand der Forschung, sondern auch der kurzgefasste Werkkommentar, der Informationen und zur Deutung anregende Reflexionen vereint. Unvermeidlich sind dabei Wiederholungen, da der Autor nicht davon ausgeht, dass der Leser, die Leserin chronologisch den Seiten folgt. Wer dies dennoch tut, stellt fest, dass viele der Basisinformationen zum Autor, zur Epoche, zur literarischen Tradition usw. in einer gewissen Additions- und Progressionsreihe tatsächlich über das Buch verteilt sind, so dass das *ganze* Bild erst am Ende mit der Lektüre des *ganzen* Bandes vor Augen steht. Auf diese Weise erübrigt sich eine langatmige Einführung, die wiederum (redundante) Textbelege anhäufen müsste, um plausibel zu sein.

Was den Prozess des Verstehens anlangt, der im Konzept dieser Reihe Programm ist, so darf man sich einmal mehr vergewissern, was das überhaupt sei. Wir erinnern alte Bedeutungen: eine Rechtssache ‚durch-stehen‘, also physisch so lange vor einem Gericht, dem germanischen *Thing* etwa, *stehen*, bis seine Sache – zu der man *steht* – durchgefochten ist. Das hat also mit *Steh*-Vermögen zu tun. Offenbar muss man dazu auch ‚zu sich selbst stehen‘, ‚hin-stehen‘, um seine Sache glaubhaft zu machen, vor sich (und anderen) ‚be-stehen‘, angesichts der Auslastung der Instanzen sehr wahrscheinlich auch ‚an-stehen‘, bis ein Berufener einem endlich ‚bei-steht‘ und erbringt, was einem ‚zu-steht‘ ...

Will man als eine der Kunstformen z.B. Literatur verstehen, geschieht dies sinnvoller- und methodischerweise aus ihrer Zeit heraus, einer Zeit, die meist lange zurückliegt und Kulturer-scheinungen hervorbrachte, die uns fremd sind, indem sie uns die Not des Nichtverstehens vor Augen führen. Ist der Drang zu verstehen, wie er aus solcher Not hervorgeht, groß, sind falsche Schlüsse unvermeidlich. Denn nunmehr wird Vergangenes ver-gegenwärtigt und damit einem Effekt (und Affekt) zugeführt,

der zwar als ‚Aktualisierung‘ wünschenswert erscheint, das historische Eigenleben des Kunstgegenstands jedoch abtötet. So kommt es beim *Verstehen* immer darauf an, das Eigene nicht in das Andere, sondern umgekehrt das Fremde in das Vertraute zu implantieren und dabei, um im Bild zu bleiben, die Immunantwort des Eigenen so vernehmlich zu machen, wie die Einverleibung des Fremden dies erfordert.

Eine vollkommene Transplantation, sprich eine ‚organische Einverleibung‘, wie gelegentlich in der Medizin, wird es in der Hermeneutik, der Technik des Verstehens, nicht geben, so wenig es für die Nachgeborenen einen ungebrochenen Blick auf die Zeiten der Vorväter gibt. Wir müssen uns also mit dem Unge-nügen begnügen.

Schillers literarischen Weg repräsentativ darzustellen und zu kommentieren erforderte eine Bibliothek. In unserem Fall ist nur eine kleine Anthologie möglich, die freilich eine Linie haben und einem Auswahlprinzip folgen sollte. Dass wir im schmalen Spektrum Drama und Prosa präsentieren ist eines dieser Prinzipien, das andere die chronologische Folge in Schillers umtriebigen dritten Lebensjahrzehnt, angefangen mit dem Werk des jungen Mannes, dessen Entstehung bis zum 16. Lebensjahr zurückreicht. Weitere Werke einschließlich der Lyrik, insbesondere die der Balladen, erforderte zusätzliche Bände.

Zu den Prinzipien der Testwahl in dieser Schriftenreihe gehört generell das der „Ersten Stunde“, womit gemeint ist, dass wir die Ursprungsfassung repräsentieren, um damit den frischen Wind der Neuheit zu erspüren, der die Zeitgenossen zu spontanen (konsternierten, bewundernden) Reaktionen veranlasste. Zugleich ermöglichen diese Fassungen einen tiefen Blick in den emotionalen Urgrund, aus dem diese Werke hervorgingen.

Mit den ‚Geburtswehen‘, die die Erstveröffentlichungen begleiteten, werden so auch die Produktionsenergien spürbar, die noch vor aller ästhetischen und intellektuellen Ausfilterung den Schaffensvorgang zünden. Schiller selbst legte Wert darauf, die noch produktionsfrische Werkfassung unter die Leute zu bringen, und sei sie auch unvollständig. Er konzedierte damit zwar die Vorläufigkeit des Spontanen und Unabgeschlossenen im kreativen Prozess, betonte aber auch die Authentizität des

Genialischen, das zu seiner ‚Verifikation‘ des Dialogs mit dem Publikum bedürfe. Er berief sich dabei auf „die republikanische Freiheit des lesenden Publikums, dem es zukömmt, selbst zu Gericht zu sitzen“ (163).

Das gilt bereits für die wechselnden Bühnenauffassungen der *Räuber*, vor allem aber für *Dom Karlos*, zu dessen Thalia-Fassung er einleitend schreibt: „Die Ursache, warum das Publikum die Tragödie Dom Karlos in Bruchstücken voraus empfängt, ist keine andre, als der Wunsch des Verfassers, Wahrheit darüber zu hören, eh er sie wirklich vollendet“ (193).

Dem Herausgeber des vorliegenden Buches war es deshalb wichtig, den ersten und trotz mehrjähriger Entstehungszeit ‚impulsiveren‘ Fragmentzustand des *Dom Karlos* zu präsentieren, da Schiller hier seine psychologisch-introspektiven Interessen konzentriert und damit den eigentlichen Gestaltungsantrieb hinter dem Werk verrät. Relativ ungefiltert erfahren wir so seine Grundanliegen und die werkgenetischen Impulse, die ihn innerlich bewegten.

Auch deshalb und weil damit psychosoziale Hintergründe nach vorne treten, bleibt dieses beliebte Werk, wie Schiller sagt, ein „Familiengemälde“, wird die politische und gesellschaftliche Welt sozusagen im Familienmaßstab fassbar, und der *Sohn Karlos* wird zum Exempel des Untertanen, an dem das Leiden an der autoritären Verfasstheit der Epoche symbolisch zum Ausdruck kommt.

Karlos und Karl Moor, Prinz und Räuber gleichen Namens: sie repräsentieren die Jugend dieser Epoche, die unter dem Diktat der paternalistisch Mächtigen ebenso litt wie unter dem Primat der Vernunft, wie sie im uniformen Kleid patriarchaler Autorität als selbstgerechtes Über-Ich Gefühle, Gemüt, Gewissen und Gedanken beherrschte.

Einführung

Ich nehme an, Friedrich Schiller hätte der folgenden Zeitanalyse des sechzig Jahre jüngeren Ökonomen Friedrich Engels posthum zugestimmt:

Dies war die Lage in Deutschland gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts. Eine einzige lebende Masse der Fäulnis und abstoßenden Verfalls. Niemand fühlte sich wohl. Gewerbe, Handel, Industrie und Landwirtschaft des Landes waren fast auf ein Nichts heruntergewirtschaftet; die Bauern, Kaufleute und Fabrikanten fühlten den doppelten Druck einer blutsaugerischen Regierung und eines schlechten Geschäftsganges, der Adel und die Fürsten fanden, daß ihre Einnahmen, trotz der Auspressung ihrer Untertanen, nicht Schritt halten wollten mit ihren wachsenden Ausgaben; alles ging verkehrt, und ein allgemeines Unbehagen herrschte im ganzen Lande. Keine Erziehung, kein Mittel, um auf die Hirne der Massen zu wirken, keine freie Presse, kein Bürgersinn, nicht einmal ein ausgehnterer Handel mit anderen Ländern – nichts als Kleinlichkeit und Selbstsucht –, ein kleinlicher, kriechender, erbärmlicher Krämergeist durchdrang das ganze Volk. Alles war abgenutzt, am Zerfallen, ging dem schnellen Ruin entgegen, und es gab auch nicht die leiseste Hoffnung auf eine Wendung zum Bessern, nicht einmal soviel Kraft war in der Nation, wie erforderlich gewesen wäre, um die faulenden Leichname toter Institutionen hinwegzuräumen. (1918: 37)

Das in 300 Territorialstaaten zerfallene Deutschland hatte an Gegensätzen, Chancen und Schrecken ungefähr alles zu bieten, was menschliche Gesellschaften im Umbruchzeiten hervorbringen. Da saß ein Daniel Schubart, prominenter Journalist, Schriftsteller und Hofmusiker, zehn Jahre in einem finsternen Turmkerker der Festung Asperg, in das ihn der rachsüchtige Karl Eugen von Württemberg persönlich gesteckt hatte, bevor er ihn endlich freiließ und sogleich zum Musik- und Theaterdirektor am Stuttgarter Hof machte.

Das war im Mai 1787. Schiller schrieb im sächsischen Tharandt gerade am letzten Akt des *Dom Karlos*, Goethe weilte in Sizilien, derzeit außer Dienst und wohlbestallt als gealterter

Regierungsbeamter am Hof seines Fürstenfreunds Karl August von Thüringen-Weimar-Eisenach. Dort herrschte ein überaus freizügiges Klima, in dem der Geist der Aufklärung sich nahezu ungehindert entfalten durfte. Von Pression, Terror, Verfolgung kaum eine Spur.

Die Vielfalt der Herrschaftspraktiken und sozioökonomischen Verhältnisse, die Widersprüche zwischen autokratischem Regierungshandeln aller Couleurs einerseits und aufgeklärter Staatstheorie andererseits, wie sie den intellektuellen Diskurs im 18. Jahrhundert bestimmten, wirkten wie der Widerschein der großen sozialen, wirtschaftlichen und geopolitischen Umbrüche, welche die spätere industrielle Welt hervorbrachten.

In der enorm kurzen Zeitspanne von kaum 100 Jahren entstand mit dem zunehmenden Gewährwerden der Eigendynamiken und ‚blinden Stellen‘ im Bewusstseinssystem des Menschen eine dualistische Anthropologie, die für die moderne Psychologie tragend wurde. Das Interesse am individuell-einzigartigen Menschen mit seiner im somnambulen oder psychedelischen Zustand steigerungsfähigen Intuitionskraft einerseits und seinen Exzessen, Aberrationen, aber auch ganz normalen ‚Schattenseiten‘ wie Trieben und Leidenschaften, wuchs in dem Maße, wie diese zur anthropologischen Ausstattung gezählt und für eine tolerante Moralphilosophie oder Morallehre ins Kalkül gezogen werden mussten.

Psychologische Spekulationen und erste auf Empirie, d.h. damals noch auf Selbstbeobachtung gestützte Überlegungen, die sich auf die auf „die dunkeln Gegenden der Seele“ Johann Georg Sulzers (1772: 159) oder den „fundus animae“ Alexander Gottlieb Baumgartens (1739: 511) richteten, waren noch zur Zeit von Kants *Streit der Fakultäten* (1798) eine Domäne der Philosophie, in der sich die Naturwissenschaften (*philosophia naturalis*) noch nicht als Sonderdisziplinen ausdifferenziert hatten. John Locke (1632-1704) und Anthony Shaftesbury (1671-1713) hatten ein Menschenalter davor die empirische Wissenschaftsmethode begründet. In ihrer Nachfolge entwarfen die „philosophischen Ärzte“ nun die an Epikur gemahnenden materialistischen Modelle des Zusammenspiels von Soma und Psyche als einem berechenbaren, physiologisch-mechanistischen System.

An diese Wegbereiter der modernen Psychosomatik schloss sich der heranwachsende Schiller an.

Der wohl bedeutendste Psychologe der Jahrhundertmitte, der Berliner Naturwissenschaftler und Philosophieprofessor Johann Georg Sulzer, erlaubte sich gar „die Erweiterung der empirischen Psychologie den Liebhabern der Weltweisheit bestens zu empfehlen, da nun die Kenntniss der menschlichen Seele der edelste Theil der Wissenschaften ist“, und ihnen besonders die Erforschung des mentalen Schattenreichs ans Herz zu legen, „wo sie [die Seele] durch sehr undeutliche und dunkle Begriffe handelt“ (1759: 159).

Dieser Appell wurde von auch der Literatur aufgenommen, deren wachsende Vorliebe für das Schauerliche, Nicht-Schöne, Unheimliche, Perverse und Kriminelle dem Zeitgeschmack Nahrung lieferte, indem es ihn prägte. Walpoles *Castle of Otranto* (1764) gab das Signal zu einer Flut der vielgelesenen *Gothic Novels*. Gottlieb Meißner (1753-1807) begründete die „Kriminalgeschichte“. Christian Heinrich Spieß (1755-1799) schrieb *Biographien der Selbstmörder* in Serie (1786-89), gefolgt von *Biographien der Wahnsinnigen* (1795-96). Der düstere Ossianismus machte die Runde und die melancholische Mode salonfähig. Jacob und Wilhelm Grimms *Kinder und Hausmärchen* (1812-15) wendeten schließlich die Faszination des Archaisch-Wundersamen ins Naturmystische und sekundierten damit die romantische Bewegung. Dem Interesse für Psychopathologie, soziale Devianz, Okkultismus und Paranormalität kamen so Literatur und Volksmythologie mit ihren Schauervisionen und Gewaltszenarien, aber auch ihrer ästhetisierten Fallkasuistik entgegen.

In diesen überaus aufgeregten Zeitläuften schrieb Schiller seine ersten Werke. Seine knappe Ausbildung zum Militärarzt, die er bereits mit einundzwanzig beendete, hatte ein starkes Interesse am Menschen bei ihm geweckt und ihn am Humanwissen seiner Zeit teilhaben lassen. Gleichzeitig war er mit den strengen Regeln der Autokratie bekannt geworden, wie sie das Leben am Hof und die soziale Praxis im Land bestimmten. Ihm waren damit die Themen für die schriftstellerische Arbeit vorgegeben, die er noch als „Eleve“ der Hohen Karlsschule in Stuttgart unter den Fittichen des württembergischen Herzogs

„Karl“ begann. Besonders Christian Daniel Schubarts Appell mochte ihm im Ohr gelegen haben, als dieser klagte:

Wann wird einmal der Philosoph auftreten, der sich in die Tiefen des menschlichen Herzens hinabläßt, jede Handlung bis zur Empfängniß nachspührt, jeden Winkelzug bemerkt, und alsdann eine Geschichte des menschlichen Herzens schreibt? (1775: 37)

Von Anfang an gelang es Schiller dabei, weniger zu ‚philosophieren‘ als aus seinem Inneren zu schöpfen und die Introspektion der Innenwelt mit der sozialkritischen Wahrnehmung der Außenwelt zu verbinden. Sein Debütstück *Die Räuber* sind angefüllt mit eigenen psychosozialen Erfahrungen, Zeitanalysen und sozialrevolutionären Energien, die alle zusammen ein auswegloses Szenario des Leidens und Hoffens ergeben.

Der Räuberstatus ist dabei keineswegs ein impulsiver, gar programmatischer Irrweg, sondern bewusster Ausdruck eines Psychogramms, das den Autor am Rande der damaligen württembergischen Gesellschaft verortet und seine soziale wie geistige Heimatlosigkeit indiziert. *Dass* der kaum zwanzigjährige Schiller in der Lage war, die Ingredienzen seiner Erfahrungen zu einem dramatischen Bild zu verweben, das keinen harmonischen Anstrich erlaubte und trotzdem eine Art psychohygienischer Reinigung versprach, ist eine Voraussetzung der Sternstunde, die ausgerechnet ein Kriminalstück wie *Die Räuber* hervorbrachte.

Bei *Dom Karlos*, Schillers viertem Bühnenwerk, das kaum drei Jahre nach den *Räubern* in Angriff genommen wurde, verhielt es sich ähnlich. Noch immer nahezu mittellos und auf der Suche nach einer bürgerlichen Bleibe, hatte der Mitzwanziger sich zwar dem Zugriff des württembergischen Herzogs entziehen können, fühlte sich aber noch immer existenziell bedroht und blickte trotz beachtlicher Erfolge wenig optimistisch in die Zukunft.

Der spanische Kronprinz Karlos, der unter der Herrschaft des Vaters ebenso litt wie das geknechtete Volk, ist so bei Schiller ein psychisches Wrack, von keinem anderen Wunsch beseelt, als den Vater auszuschalten und sich mit der Stiefmutter – seiner einstigen Verlobten, die ihm der Vater aus heiratspolitischen Gründen wegschnappte – zu verbinden. Aus dieser

Keimzelle entstand nun ein Szenario, das Schiller vorerst nach dem dritten Akt abbrechen musste, weil ihm der bis dahin geplante Fortgang, sagen wir, nicht mehr aufregend genug war und ihm die ideale Fabel nicht die Feder führte – was bei dieser toxischen Versuchsanordnung nicht weiter verwunderlich war. Im Grund hatte er einen Gordischen Knoten geknüpft, der sich mindestens nicht dramaturgisch durchschlagen, geschweige denn lösen ließ.

Was machte er? Er stellte das Geschriebene zur Diskussion, und zwar in einer eigens dafür gegründeten Zeitschrift namens *Thalia*, benannt nach einer der griechischen Musen. Er bat das Publikum rhetorisch gewieft um kritische Stellungnahme. Damit verbunden freilich schien das Eingeständnis, dass er im Augenblick nicht mehr weiterwusste, weil die Verstrickung keinen dramaturgisch sinnvollen Ausweg verhieß. Es war dann die einmal eingefädelt psychosoziale Situation, die dem Protagonisten keine andere Wahl ließ als – Verzicht, Vätermord oder Suizid. Keine der drei Optionen hatte das Zeug zu einer überzeugenden Tragödie, und so stand die Auflösung des Dramenknötens bis auf Weiteres zur Disposition.

Gerade bei diesem Stück sorgte also der autobiografische Andrang für eine im Sinn der Verarbeitung zwar nötige, aber dramenästhetisch kaum durchführbare Gestaltungsaufgabe. Als Schiller 1787 entschlossen die Fertigstellung vorantrieb, weil ihn die Hamburger Theaterszene lockte, glich der an den Haaren herbeigezogene Fortgang mit seinen Intrigen und Irrtümern eher einer schwarzen Komödie als einer Tragödie. Eine wahrhaftige ‚Botschaft‘ war hier somit noch einzuspielen, die freilich nicht dem leidenden Protagonisten überlassen bleiben, sondern einen eloquenten Ideenträger an die Rampe bringen sollte, eine Figur, die dem Helden ‚die Show stehlen‘ konnte.

Der *Verbrecher aus Infamie*, besser bekannt als *Der Verbrecher aus verlorener Ehre*, erschien ebenfalls im ersten Band der *Thalia*, Heft 2, im Jahr 1786. Die „wahre Geschichte“, wie er sie untertitelte, repräsentiert im vorliegenden Buch Schillers Prosa aus dem ersten Schaffensjahrzehnt. Wann genau die Erzählung entstand, weiß man nicht; Bekanntschaft mit dem Stoff, dem Fall des württembergischen Gastwirts und Räubers Friedrich Schwan, genannt „Sonnenwirtle“ (1729-1760), ist seit dem Jahr 1783 nachgewiesen. Warum der Verfasser sich nicht namentlich

als solcher bekennen wollte – in der Vorankündigung des Hefts geschah dies versehentlich dennoch –, wissen wir ebenfalls nicht. Für die Zeitgenossen wäre das ohnehin leicht zu vermuten gewesen.

Da die Entstehung der Geschichte aller Wahrscheinlichkeit nach in die *Karlos*-Zeit fällt, stoffmäßig indes an den Dramenerstling anknüpft, sollte uns die Thematik nicht überraschen. Wir erwarten erneut einen Autoritätskonflikt, der die Vater-Sohn-Problematik aufgreift, variiert oder transzendiert, z.B. als Untertanenkonflikt zwischen Rebellion und Kapitulation.

Tatsächlich geschieht Letzteres, wobei der Sonnenwirt bei Schiller Christian Wolf heißt – eine ironische Hommage an den großen Psychologen des 18. Jahrhunderts – und wie ehemals Karl und Franz Moor Gegenstand eines fachmännischen Psychogramms wird. Bei ihm geht es ums Scheitern nicht an der Autorität eines leiblichen Vaters, sondern der eines symbolischen Übervaters, repräsentiert durch die staatliche Rechtsinstanz, an der er sich abarbeitet.

Das Psychodrama, dessen Zeugen wir werden, ist indes auch ein Sozialdrama, insofern der junge Sonnenwirt anfangs zwar durch Dummheit und Imponiergehabe zum Wilddieb wird, dann aber Armut und Ausgrenzung erfährt und sich von der Stigmatisierung nicht mehr erholt. Wo der Weg zurück schließlich nach der Ermordung des einstigen Nebenbuhlers und Denunzianten verschlossen ist, beginnt die Karriere des Räubers, die über physisches, endlich psychisches Elend zur überraschenden Reue führt und mit der Selbstausslieferung an die Justiz endet.

Schillers Interesse an der Seelenarbeit der Protagonisten ist allen diesen Werken gemeinsam. Nicht die äußere, sondern die innere Handlung steht dabei im Vordergrund. Was der Narrativik eine gewisse erzähltechnische Raffinesse abverlangt (über die Schiller verfügt), stellt für die Bühnendramatik jedoch ein Problem dar. Sowohl die *Räuber* als auch *Dom Karlos* wie auch einige der anderen Dramen sind aufführungstechnisch schwer umzusetzen. Sie leiden unter zu großer Länge, ausschweifenden Dialogen in gestelzter Schriftsprache, fragilen Handlungsgerüsten, die wenigstens gekürzt oder noch vom Autor *ad hoc* variiert wurden, um inszeniert werden zu können. *Dom Karlos* hätte Schiller am liebsten als Lesestück belassen, wohl auch,

weil ihn die Mannheimer *Räuber*-Einspielung klüger gemacht hatte und die psychologischen Register, wie er wohl wusste, nur introspektiv zu dekodieren waren. Im Grunde gehörte zur Schiller-Lektüre ein in sich gekehrter, zurückgezogener Leser, der sich im Nachempfinden der Konflikte wiederfand und dabei psychohygienische *Katharsis*, also ‚Selbstreinigung‘ (im aristotelischen Sinn) erfuhr.

Da Schiller vor allem als Dramenautor bekannt wurde, kann man dem damaligen Publikum eine nachsichtige Vorliebe für präziöse Geschmacksexperimente nicht absprechen. Reine Stichworterfolge *à la mode* werden es nicht gewesen sein, auch wenn der bürgerliche Gerechtigkeitsinn darin geschärft und politische Veränderungen anvisiert wurden. Etwas von der Vatersehnsucht des Verlorenen Sohnes, etwas vom Patrizidwunsch des Muttersöhnchens Ödipus, etwas von der Sentimentalität des Vernunftapologeten und der Rührseligkeit der Ossianisten wird in allem mitgeschwungen sein.

War es gerade dies: die Ästhetisierung der starken Gefühle, welche die Lesarten in ein künstliches Mittelland zwischen Realität und Utopie zwangen, wo noch kein Offenbarungseid zu leisten, keine Gesinnungsprobe zu bestehen, kein Rebellionswunsch zu unterdrücken war? Ließ Schiller offen, ob seine Wahrheit wirklich oder seine Wirklichkeit wahr war?

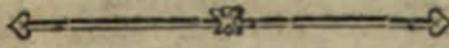
Der mit diesem Autor verbundene, schon fast redensartliche ‚Idealismus‘ ist aus den Schauspielen nicht geradeheraus zu lesen. Sicher, der Marquis Posa überzeugt sogar einen hartgesottenen Monarchen anflugsweise mit seinem kühnen Egalitarismus. Aber indem die Rhetorik hier in erster Reihe marschiert und die Fußsoldaten der Realität weit hinter sich lässt, wird bereits eine ungläubige Metaebene sichtbar – nennen wir sie ironische Skepsis –, welche die übereilte Jetztzeiterwartung Lügen straft.

Posa scheitert dann eher an einem naiven Missgeschick als an hochfliegenden Umsturzgedanken. Wie er hinter seinem eigenen Idealismus zurücktritt, setzt sich Schillers eigentliches Thema ins Recht, nämlich die Psychologie des Untertanen autoritärer Prägung, die sich von der Psychologie der Herrschenden in nichts unterscheidet.

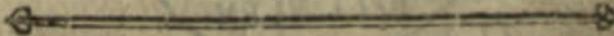
Schiller bleibt auch dort Psychorealist, wo ihn der Überschwang der Liberté in politischer Feierlaune zeigt, indem auf

seiner Bühne nicht Masken, Kostüme, Programmschriften oder Plakate agieren, sondern wirkliche, sehr oft scheiternde Menschen. Bezeichnet man Goethes *Werther* als ersten nennenswerten psychologischen Roman (nach Musil ein Pleonasmus), so sind Schillers *Räuber* stellvertretend für seine weiteren Dramen das erste psychologische Theaterstück der deutschen Literaturgeschichte.

Die
Mäuber.



Ein Schauspiel.



Frankfurt und Leipzig,

1781.

Foto: H-P. Haack

Hippocrates.

Quæ medicamenta non sanant, *ferrum*
sanat, quæ ferrum non sanat, *ignis* sanat. *

* Was Arzneien nicht heilen, heilt das Messer (Eisen); was das Messer (des Chirurgen) nicht heilt, heilt (das) Brennen (Feuer).

Personen:

Maximilian, regierender Graf von Moor.

Karl }
Franz } seine Söhne

Amalia, von Edelreich.

Spiegelberg,
Schweizer,
Grimm,
Razmann,
Schufterle,
Roller,
Kosinsky,
Schwarz, } Libertiner, nachher Banditen.

Hermann, Bastard von einem Edelmann.

Daniel, Hausknecht des Grafen von Moor.

Pastor Moser.

Ein Pater.

Räuberbande.

Nebenpersonen.

(Der Ort der Geschichte ist Teutschland, die
Zeit ohngefähr zwei Jahre.)



Vorrede.

Man nehme dieses Schauspiel für nichts anders, als eine dramatische Geschichte, die die Vortheile der dramatischen Methode, die Seele gleichsam bei ihren geheimsten Operationen zu ertappen, benutzt, ohne sich übrigens in die Schranken eines Theaterstücks einzuzäunen, oder nach dem so zweifelhaften Gewinn bei theatralischer Verkörperung zu geizen. Man wird mir einräumen, daß es eine widersinnige Zumuthung ist, binnen drei Stunden drei ausserordentliche Menschen zu erschöpfen, deren Thätigkeit von vielleicht tausend Räderchen abhänget, so wie es in der Natur der Dinge unmöglich kann gegründet seyn, daß sich drei ausserordentliche Menschen auch dem durchdringendsten Geisterkenner innerhalb vier und zwanzig Stunden entblößen. Hier war Fülle ineinandergedrungener Realitäten vorhanden, die ich unmöglich in die allzuengen Pallisaden des Aristoteles und Batteux einkeilen konnte.

Nun ist es aber nicht sowohl die Masse meines Schauspiels, als vielmehr sein Inhalt, der es von der Bühne verbannet. Die Oekonomie desselben machte es nothwendig, daß mancher Charakter auftreten mußte, der das feinere Gefühl der Tugend beleidigt, und die Zärtlichkeit unserer Sitten empört. Jeder Menschenmaler ist in diese Nothwendigkeit gesetzt, wenn er anders eine Kopie der wirklichen Welt, und keine idealischen Affektationen, keine Kompendienmenschen will geliefert haben. Es ist einmal so die Mode in der Welt, daß die Guten durch die Bösen schattiert werden, und die Tugend im Kontrast mit dem Laster das lebendigste Kolorit erhält. Wer sich den Zweck vorgezeichnet hat, das Laster zu stürzen, und Religion, Moral und bürgerliche Geseze an ihren Feinden zu rächen, ein solcher muß das Laster in seiner nackten Abscheulichkeit enthüllen, und in seiner kolossalischen Grösse vor das Auge der Menschheit stellen – er selbst muß augenblicklich seine nächtlichen Labyrinth durchwandern, – er muß sich in Empfindungen

hineinzuzwingen wissen, unter deren Widernatürlichkeit sich seine Seele sträubt.

Das Laster wird hier mit samt seinem ganzen innern Räderwerk entfaltet. Es lößt in Franzen all die verworrenen Schauer des Gewissens in ohnmächtige Abstraktionen auf, skeletisirt die richtende Empfindung, und scherzt die ernsthafte Stimme der Religion hinweg. Wer es einmal so weit gebracht hat, (ein Ruhm, den wir ihm nicht beneiden) seinen Verstand auf Unkosten seines Herzens zu verfeinern, dem ist das Heiligste nicht heilig mehr – dem ist die Menschheit, die Gottheit nichts – Beide Welten sind nichts in seinen Augen. Ich habe versucht, von einem Mißmenschen dieser Art ein treffendes lebendiges Konterfey hinzuwerfen, die vollständige Mechanik seines Lastersystems auseinander zu gliedern – und ihre Kraft an der Wahrheit zu prüfen. Man unterrichte sich demnach im Verfolg dieser Geschichte, wie weit ihr's gelungen hat – Ich denke, ich habe die Natur getroffen.

Nächst an diesem steht ein anderer, der vielleicht nicht wenige meiner Leser in Verlegenheit setzen möchte. Ein Geist, den das äusserste Laster nur reizet um der Grösse willen, die ihm anhänget, um der Kraft willen, die es erheischt; um der Gefahren willen, die es begleiten. Ein merkwürdiger wichtiger Mensch, ausgestattet mit aller Kraft, nach der Richtung, die diese bekömmt, nothwendig entweder ein Brutus oder ein Katilina zu werden. Unglückliche Konjunkturen entscheiden für das zweyte und erst am Ende einer ungeheuren Verirrung gelangt er zu dem ersten. Falsche Begriffe von Thätigkeit und Einfluß, Fülle von Kraft, die alle Geseze übersprudelt, mußten sich natürlicher Weise an bürgerlichen Verhältnissen zerschlagen, und zu diesen enthousiastischen Träumen von Grösse und Wirksamkeit durfte sich nur eine Bitterkeit gegen die unidealische Welt gesellen, so war der seltsame Donquixote fertig, den wir im Räuber Moor verabscheuen und lieben, bewundern und bedauern. Ich werde es hoffentlich nicht erst anmerken dürfen, daß ich dieses Gemählde so wenig nur allein Räubern vorhalte, als die Satyre des Spaniers nur allein Ritter geißelt.

Auch ist izo der grosse Geschmack, seinen Wiz auf Kosten der Religion spielen zu lassen, daß man beinahe für kein Genie mehr paßirt, wenn man nicht seinen gottlosen Satyr auf ihren heiligsten Wahrheiten sich herumtummeln läßt. Die edle Einfalt der Schrift muß sich in alltäglichen Assembleen von den sogenannten wizigen Köpfen mißhandeln, und ins Lächerliche verzerren lassen; denn was ist so heilig und ernsthaft, das, wenn man es falsch verdreht, nicht belacht werden kann? – Ich kann hoffen, daß ich der Religion und der wahren Moral keine

gemeine Rache verschafft habe, wenn ich diese muthwilligen Schriftverächter in der Person meiner schändlichsten Räuber dem Abscheu der Welt überliefere.

Aber noch mehr. Diese unmoralische Charaktere, von denen vorhin gesprochen wurde, mußten von gewissen Seiten glänzen, ja oft von Seiten des Geistes gewinnen, was sie von Seiten des Herzens verlieren. Hierinn habe ich nur die Natur gleichsam wörtlich abgeschrieben. Jedem, auch dem Lasterhaftesten ist gewissermassen der Stempel des göttlichen Ebenbilds aufgedrückt, und vielleicht hat der grosse Bösewicht keinen so weiten Weg zum grossen Rechtschaffenen, als der kleine; denn die Moralität hält gleichen Gang mit den Kräften, und je weiter die Fähigkeit, desto weiter und ungeheurer ihre Verirrung, desto imputabler ihre Verfälschung.

Klopstoks Adramelech wekt in uns eine Empfindung, worinn Bewunderung in Abscheu schmilzt. Miltons Satan folgen wir mit schauerndem Erstaunen durch das unwegsame Chaos. Die Medea der alten Dramatiker bleibt bei all ihren Greueln noch ein grosses staunenswürdiges Weib, und Shakespears Richard hat so gewiß an Leser einen Bewunderer, als er auch ihn hassen würde, wenn er ihm vor der Sonne stünde. Wenn es mir darum zu thun ist, ganze Menschen hinzustellen, so muß ich auch ihre Vollkommenheiten mitnehmen, die auch dem bösesten nie ganz fehlen. Wenn ich vor dem Tyger gewarnt haben will, so darf ich seine schöne blendende Flekenhaut nicht übergehen, damit man nicht den Tyger beym Tyger vermisste. Auch ist ein Mensch, der ganz Bosheit ist, schlechterdings kein Gegenstand der Kunst, und äussert eine zurückstossende Kraft, statt daß er die Aufmerksamkeit der Leser fesseln sollte. Man würde umblättern, wenn er redet. Eine edle Seele erträgt so wenig anhaltende moralische Dissonanzen, als das Ohr das Gekrizel eines Messers auf Glas.

Aber eben darum will ich selbst mißrathen haben, dieses mein Schauspiel auf der Bühne zu wagen. Es gehört beiderseits, beim Dichter und seinem Leser, schon ein gewisser Gehalt von Geisteskraft dazu; bei jenem, daß er das Laster nicht ziere, bei diesem, daß er sich nicht von einer schönen Seite bestechen lasse, auch den häßlichen Grund zu schätzen. Meiner Seits entscheide ein Dritter – aber von meinen Lesern bin ich es nicht ganz versichert. Der Pöbel, worunter ich keineswegs die Gassenkehrer allein will verstanden wissen, der Pöbel wurzelt, (unter uns gesagt) weit um, und gibt zum Unglück – den Ton an. Zu kurzichtig mein Ganzes auszureichen, zu kleingeistlich mein Grosses zu begreifen, zu boshaft mein Gutes wissen zu wollen, wird er, fürcht' ich, fast meine

Absicht vereiteln, wird vielleicht eine Apologie des Lasters, das ich stürze, darinn zu finden meynen, und seine eigene Einfalt den armen Dichter entgelten lassen, dem man gemeiniglich alles, nur nicht Gerechtigkeit wiederfahren läßt.

Es ist das ewige Dacapo mit Abdera und Demokrit, und unsre gute Hippokrate müßten ganze Plantagen Nießwurz erschöpfen, wenn sie dem Unwesen durch ein heilsames Dekokt abhelfen wollten. Noch so viele Freunde der Wahrheit mögen zusammenstehen, ihren Mitbürgern auf Kanzel und Schaubühne Schule zu halten, der Pöbel hört nie auf, Pöbel zu seyn, und wenn Sonne und Mond sich wandeln, und Himmel und Erde veralten wie ein Kleid. Vielleicht hätt' ich den schwachherzigen zu frommen der Natur minder getreu seyn sollen; aber wenn jener Käfer, den wir alle kennen, auch den Mist aus den Perlen stört, wenn man Exempel hat, daß Feuer verbrannt, und Wasser ersäuft habe, soll darum Perle – Feuer – und Wasser konfiscirt werden?

Ich darf meiner Schrift, zufolge ihrer merkwürdigen Katastrophe mit Recht einen Plaz unter den moralischen Büchern versprechen; das Laster nimmt den Ausgang, der seiner würdig ist. Der Verirrte tritt wieder in das Gelaise der Geseze. Die Tugend geht siegend davon. Wer nur so billig gegen mich handelt, mich ganz zu lesen, mich verstehen zu wollen, von dem kann ich erwarten, daß er – nicht den Dichter bewundere, aber den rechtschaffenen Mann in mir hochschäze.

Geschrieben in der Ostermesse.

1781.

Der Herausgeber.



Erster Akt.

Erste Scene.

Franken.

Saal im Moorischen Schloß.

Franz. Der alte Moor.

Franz. Aber ist euch auch wohl, Vater? Ihr seht so blaß.

Der alte Moor. Ganz wol, mein Sohn, – was hattest du mir zu sagen?

Franz. Die Post ist angekommen – ein Brief von unserm Korrespondenten in Leipzig –

D. a. Moor. Begierig. Nachrichten von meinem Sohne Karl?

Franz. Hm! hm! – So ist es. Aber ich fürchte – ich weiß nicht – ob ich – eurer Gesundheit? – Ist euch wirklich ganz wol, mein Vater?

D. a. Moor. Wie dem Fisch im Wasser! Von meinem Sohne schreibt er? – Wie kommst du zu dieser Besorgniß? Du hast mich zweymal gefragt.

Franz. Wenn ihr krank seydt – nur die leiseste Ahndung habt es zu werden, so laßt mich – ich will zu gelegenerer Zeit zu euch reden, halb vor sich. Diese Zeitung ist nicht für einen zerbrechlichen Körper.

D. a. Moor. Gott! Gott! was werd ich hören?

Franz. Laßt mich vorerst auf die Seite gehn, und eine Träne des Mitleids vergießen um meinen verlornen Bruder – ich sollte schweigen auf ewig – denn er ist euer Sohn: Ich sollte seine Schande verhüllen auf ewig – denn er ist mein Bruder. – Aber euch gehorchen ist meine erste traurige Pflicht – darum vergebt mir.

D. a. Moor. O Karl! Karl! wüßtest du wie deine Aufführung das Vaterherz foltert! Wie eine einzige frohe Nachricht von dir meinem Leben zehen Jahre zusetzen würde – mich zum Jüngling machen würde – da mich nun jede, ach! – einen Schritt näher ans Grab rückt!

Franz. Ist es das, alter Mann so lebt wol – wir alle würden noch heute die Haare ausraufen über eurem Sarge.

D. a. Moor. Bleib! – Es ist noch um den kleinen kurzen Schritt zu thun – laß ihm seinen Willen, indem er sich niedersetzt. Die Sünden seiner Väter werden heimgesucht im Dritten und vierten Glied – laß ihns vollenden.

Franz nimmt den Brief aus der Tasche. Ihr kennt unsern Korrespondenten! Seht! Den Finger meiner rechten Hand wollt ich drum geben, dürft ich sagen, er ist ein Lügner, ein schwarzer giftiger Lügner – – Faßt euch! Ihr vergebt mir, wenn ich euch den Brief nicht selbst lesen lasse – Noch dürft ihr nicht alles hören.

D. a. Moor. Alles, Alles – mein Sohn, du ersparst mir die Krücke.

Franz liest. „Leipzig, vom 1. May. – Verbände mich nicht eine unverbrüchliche Zusage dir auch nicht das geringste zu verhehlen, was ich von den Schicksalen deines Bruders auffangen kann, liebster Freund, nimmermehr würde meine unschuldige Feder an dir zur Tyranninn geworden seyn. Ich kann es aus hundert Briefen von dir abnehmen, wie Nachrichten dieser Art dein brüderliches Herz durchbohren müßen, mir ists als säh ich dich schon um den Nichtswürdigen, den Abscheulichen“ – – Der alte Moor verbirgt sein Gesicht. Seht, Vater! ich lese euch nur das glimpflichste – „den Abscheulichen in tausend Thränen ergossen,“ ach sie floßen – stürzten stromweis von dieser mitleidigen Wange – „mir ists, als säh ich schon deinen alten, frommen Vater Todtenbleich“ – Jesus Maria! ihr seyds, eh ihr noch das mindeste wisset?

D. a. Moor. Weiter! Weiter!

Franz. „Todtenbleich in seinen Stuhl zurücktaumeln, und dem Tage fluchen an dem ihm zum erstenmal Vater entgegengestammelt ward. Man hat mir nicht alles entdecken mögen, und von dem wenigen das ich weis erfährst du nur wenig. Dein Bruder scheint nun das Maas seiner Schande gefüllt zu haben; ich wenigstens kenne nichts über dem was er wirklich erreicht hat, wenn nicht sein Genie das meinige hierinn übersteigt. Gestern um Mitternacht hatte er den großen Entschluß, nach vierzig tausend Dukaten Schulden – ein hübsches Taschengeld Vater – nachdem er zuvor die Tochter eines reichen Banquiers allhier entjungfert, und ihren Galan einen braven Jungen von Stand im Duell auf den Tod verwundet mit sieben andern, die er mit in sein Luderleben

gezogen dem Arm der Justiz zu entlauffen“ – Vater! Um Gotteswillen Vater! wie wird euch?

D. a. Moor. Es ist genug. Laß ab mein Sohn!

Franz. Ich schone eurer – „man hat ihm Steckbriefe nachgeschickt, die Beleidigte schreyen laut um Genugthuung, ein Preiß ist auf seinen Kopf gesetzt – der Name Moor“ – Nein! Meine armen Lippen sollen nimmermehr einen Vater ermorden! zerreißt den Brief. Glaubt es nicht, Vater! glaubt ihm keine Silbe!

D. a. Moor weint bitterlich. Mein Name! Mein ehrlicher Name!

Franz fällt ihm um den Hals. Schändlicher, dreimal schändlicher Karl! Ahndete mirs nicht, da er noch ein Knabe den Mädels so nachschlenderte, mit Gaßenjungen und elendem Gesindel auf Wiesen und Bergen sich herumhezte, den Anblick der Kirche, wie ein Missethäter das Gefängniß, floh, und die Pfennige, die er euch abquälte dem ersten dem besten Bettler in den Hut warf, während daß wir daheim mit frommen Gebeten, und heiligen Predigtbüchern uns erbauten? – Ahndete mirs nicht da er die Abentheuer des Julius Cäsar und Alexander Magnus und anderer stockfinsterer Heyden lieber las als die Geschichte des bußfertigen Tobias? – Hundertmal hab ichs euch geweissagt, denn meine Liebe zu ihm war immer in den Schranken der kindlichen Pflicht, – der Junge wird uns alle noch in Elend und Schande stürzen! – O daß er Moors Nahmen nicht trüge! daß mein Herz nicht so warm für ihn schlüge! Die gottlose Liebe, die ich nicht vertilgen kann, wird mich noch einmal vor Gottes Richterstuhl anklagen.

D. a. Moor. Oh – meine Aussichten! Meine goldenen Träume!

Franz. Das weis ich wol. Das ist es ja was ich eben sagte. Der feurige Geist, der in dem Buben lodert, sagtet ihr immer, der ihn für jeden Reiz vom Größe und Schönheit so empfindlich macht; diese Offenheit die seine Seele auf dem Auge spiegelt, diese Weichheit des Gefühls, die ihn bey jedem Leiden in weinende Sympathie dahinschmelzt, dieser männliche Muth der ihn auf den Wipfel hundertjähriger Eichen treibet, und über Gräben und Pallisaden und reißende Flüße jagt, dieser kindische Ehrgeitz, dieser unüberwindliche Starrsinn, und alle diese schöne glänzende Tugenden, die am Vatersöhnchen keimten, werden ihn dereinst zu einem warmen Freund eines Freundes, zu einem trefflichen Bürger, zu einem Helden, zu einem großen großen Manne machen – seht ihrs nun Vater! – der feurige Geist hat sich entwickelt, ausgebreitet,

herrliche Früchte hat er getragen. Seht diese Offenheit, wie hübsch sie sich zur Frechheit herumgedreht hat, seht diese Weichheit, wie zärtlich sie für Koketten girret, wie so empfindsam für die Reitze eine Phryne! Seht dieses feurige Genie, wie es das Oel seines Lebens in sechs Jährigen so rein weggebrannt hat, daß er bei lebendigem Leibe umgeht, und da kommen die Leute, und sind so unverschämt zu sagen: c'est l'amour qui a fait ça! Ah! seht doch diesen kühnen unternehmenden Kopf, wie er Plane schmiedet und ausführt, vor denen die Heldenthaten eines Kartouches und Howards verschwinden! – Und wenn erst diese prächtigen Keime zur vollen Reife erwachsen, – was läßt sich auch von einem so zarten Alter Vollkommenes erwarten? – Vielleicht Vater erlebet ihr noch die Freude, ihn an der Fronte eines Heeres zu erblicken, das in der heiligen Stille der Wälder residiret, und dem müden Wanderer seine Reise um die Hälfte der Bürde erleichtert – vielleicht könnt ihr noch, eh ihr zu Grabe geht, eine Wallfarth nach seinem Monumente thun, das er sich zwischen Himmel und Erden errichtet – vielleicht, o Vater, Vater, Vater – seht euch nach einem andern Nahmen um, sonst deuten Krämer und Gaßenjungen mit Fingern auf euch, die euren Herrn Sohn auf dem Leipziger Marktplatz im Portrait gesehen haben.

D. a. Moor. Und auch du mein Franz auch du? O meine Kinder! Wie sie nach meinem Herzen zielen!

Franz. Ihr seht, ich kann auch witzig seyn, aber mein Witz ist Skorpionstich. – Und dann der trockne Altagsmensch, der kalte, hölzerne Franz, und wie die Titelgen alle heißen mögen, die euch der Contrast zwischen ihm und mir mocht eingegeben haben, wenn er euch auf dem Schooße saß oder in die Backen zwickte – der wird einmal zwischen seinen Gränzsteinen sterben, und modern und vergeßen werden, wenn der Ruhm dieses Universalkopfs von einem Pole zum andern fliegt – Ha! mit gefaltnen Händen dankt dir o Himmel! der kalte, trockne, hölzerne Franz – daß er nicht ist wie dieser!

D. a. Moor. Vergib mir mein Kind; zürne nicht auf einen Vater, der sich in seinen Planen betrogen findet. Der Gott der mir durch Karlh Tränen zusendet, wird sie durch dich mein Franz aus meinen Augen wischen.

Franz. Ja Vater aus euren Augen soll er sie wischen. Euer Franz wird sein Leben dran sezen das eurige zu verlängern. Euer Leben ist das Orakel, das ich vor allem zu Rathe ziehe, über dem was ich thun will, der Spiegel durch den ich alles betrachte – keine Pflicht ist mir so heilig die

ich nicht zu brechen bereit bin, wenn's um euer kostbares Leben zu thun ist. – Ihr glaubt mir das?

D. a. Moor. Du hast noch große Pflichten auf dir mein Sohn – Gott segne dich für das was du mir warst und seyn wirst!

Franz. Nun sagt mir einmal – Wenn ihr diesen Sohn nicht den Euren nennen müßtet, ihr wäret ein glücklicher Mann?

D. a. Moor. Stille o stille! da ihn die Wehmutter mir brachte hub ich ihn gen Himmel und rief: Bin ich nicht ein glücklicher Mann?

Franz. Das sagtet ihr. Nun habt ihrs gefunden? Ihr beneidet den schlechtesten eurer Bauren, daß er nicht Vater ist zu diesem – Ihr habt Kummer so lang ihr diesen Sohn habt. Dieser Kummer wird wachsen mit Karlh. Dieser Kummer wird euer Leben untergraben.

D. a. Moor. Oh! er hat mich zu einem achtzigjährigen Manne gemacht.

Franz. Nun also – wenn ihr dieses Sohnes euch entäussertet?

D. a. Moor auffahrend. Franz! Franz! was sagst du?

Franz. Ist es nicht diese Liebe zu ihm die euch all den Gram macht. Ohne diese Liebe ist er für euch nicht da. Ohne diese strafbare diese verdammliche Liebe ist er euch gestorben – ist er euch nie gebohren. Nicht Fleisch und Blut, das Herz macht uns zu Vätern und Söhnen. Liebt ihr ihn nicht mehr, so ist diese Abart auch euer Sohn nicht mehr, und wär er aus eurem Fleische geschnitten. Er ist euer Augapfel gewesen bisher, nun aber, ärgert dich dein Auge, sagt die Schrift, so reiß es aus. Es ist besser einäugig gen Himmel, als mit zwey Augen in die Hölle. Es ist besser Kinderlos gen Himmel, als wenn beyde Vater und Sohn in die Hölle fahren. So spricht die Gottheit!

D. a. Moor. Du willst ich soll meinen Sohn verfluchen?

Franz. Nicht doch! nicht doch! – Euren Sohn sollt ihr nicht verfluchen. Was heißt ihr euren Sohn? – dem ihr das Leben gegeben habt, wenn er sich auch alle ersinnliche Mühe gibt das eurige zu verkürzen?

D. a. Moor. Oh das ist allzuwahr! das ist ein Gericht über mich. Der Herr hats ihm geheißt!

Franz. Seht ihrs, wie kindlich euer Busenkind an euch handelt? Durch eure Väterliche Theilnehmung erwürgt er euch, mordet euch durch eure Liebe, hat euer Vaterherz selbst bestochen euch den Garaus

zu machen. Seyd ihr einmal nicht mehr, so ist er Herr eurer Güter, König seiner Triebe. Der Damm ist weg, und der Strom seiner Lüste kann izt freyer dahinbrausen. Denkt euch einmal an seine Stelle! Wie oft muß er den Vater unter die Erde wünschen – wie oft den Bruder – die ihm im Lauf seiner Exceße so unbarmherzig im Weeg stehen. Ist das aber Liebe gegen Liebe? Ist das kindliche Dankbarkeit gegen väterliche Milde? Wenn er dem geilen Kitzel eines Augenblicks zehn Jahre eures Lebens aufopfert? wenn er den Ruhm seiner Väter der sich schon sieben Jahrhunderte unbefleckt erhalten hat, in Einer wollüstigen Minute aufs Spiel setzt? Heißt ihr das euren Sohn? Antwortet? heißt ihr das einen Sohn?

D. a. Moor. Ein unzärtliches Kind! ach! aber mein Kind doch! mein Kind doch!

Franz. Ein allerliebstes köstliches Kind, dessen ewiges Studium ist, keinen Vater zu haben – O daß ihrs begreifen lerntet! daß euch die Schuppen fielen vom Auge! aber eure Nachsicht muß ihn in seinen Liederlichkeiten bevestigen; euer Vorschub ihnen Rechtmäßigkeit geben. Ihr werdet freilich den Fluch von seinem Haupte laden, auf euch, Vater, auf euch wird der Fluch der Verdammniß fallen.

D. a. Moor. Gerecht! sehr gerecht! – Mein mein ist alle Schuld!

Franz. Wie viele Tausende, die voll gesoffen haben vom Becher der Wollust, sind durch Leiden gebessert worden. Und ist nicht der körperliche Schmerz, den jedes Uebermaas begleitet, ein Fingerzeig des göttlichen Willens. Sollte ihn der Mensch durch seine grausame Zärtlichkeit verkehren? Soll der Vater das ihm anvertraute Pfand auf ewig zu Grunde richten? – Bedenkt Vater, wenn ihr ihn seinem Elend auf einige Zeit preiß geben werdet, wird er nicht entweder umkehren müssen und sich bessern? oder er wird auch in der großen Schule des Elends ein Schurke bleiben, und dann – wehe dem Vater der die Rathschlüsse einer höheren Weißheit durch Verzärtlung zernichtet! – Nun Vater?

D. a. Moor. Ich will ihm schreiben, daß ich meine Hand von ihm wende.

Franz. Da thut ihr recht und klug daran.

D. a. Moor. Daß er nimmer vor meine Augen komme.

Franz. Das wird eine heilsame Wirkung thun.

D. a. Moor. zärtlich. Biß er anders worden!

Franz. Schon recht, schon recht – Aber, wenn er nun kommt mit der Larve des Heuchlers, euer Mitleid erweint, eure Vergebung sich erschmeichelt, und morgen hingeht und eurer Schwachheit spottet im Arm seiner Huren? – Nein Vater! Er wird freywillig wiederkehren, wenn ihn sein Gewissen rein gesprochen hat.

D. a. Moor. So will ich ihm das auf der Stelle schreiben.

Franz. Halt! noch ein Wort Vater! Eure Entrüstung, fürchte ich, möchte euch zu harte Worte in die Feder werffen, die ihm das Herz zerspalten würden – und, dann – glaubt ihr nicht daß er das schon für Verzeihung nehmen werde, wenn ihr ihn noch eines eigenhändigen Schreibens werth haltet? Darum wirts besser seyn! ihr überlaßt das Schreiben mir.

D. a. Moor. Thu das mein Sohn. – Ach! es hätte mir doch das Herz gebrochen! Schreib ihm – –

Franz. schnell. Dabey bleibts also?

D. a. Moor. Schreib ihm daß ich tausend blutige Tränen, tausend schlaflose Nächte – Aber bring meinen Sohn nicht zur Verzweiflung!

Franz. Wollt ihr euch nicht zu Bette legen Vater? Es griff euch hart an.

D. a. Moor. Schreib ihm daß die Väterliche Brust – Ich sage dir bring meinen Sohn nicht zur Verzweiflung! Geht traurig ab.

Franz. mit Lachen ihm nachsehend. Tröste dich Alter, du wirst ihn nimmer an diese Brust drücken, der Weg dazu ist ihm verrammelt, wie der Himmel der Hölle – Er war aus deinen Armen gerissen, ehe du wußtest daß du es wollen könntest – da müßt ich ein erbärmlicher Stümper seyn, wenn ichs nicht einmal so weit gebracht hätte einen Sohn vom Herzen des Vaters los zu lösen, und wenn er mit ehernen Banden daran geklammert wäre – Ich hab einen magischen Kreis von Flüchen um dich gezogen, den er nicht überspringen soll – Glück zu Franz! Weg ist das Schooskind – Der Wald ist heller. Ich muß diese Papiere vollends aufheben, wie leicht könnte jemand meine Handschriftt kennen? er ließt die zerrissenen Briefstücke zusammen. – Und Gram wird auch den Alten bald fortschaffen, – und ihr muß ich diesen Karl, aus dem Herzen reissen, wenn auch ihr halbes Leben dran hängen bleiben sollte.

Ich habe grosse Rechte, über die Natur ungehalten zu seyn, und bey meiner Ehre! ich will sie geltend machen. – Warum bin ich nicht der

erste aus Mutterleib gekrochen? Warum nicht der Einzige? Warum mußte sie mir diese Bürde von Häßlichkeit aufladen? gerade mir? Nicht anders als ob sie bey meiner Geburt einen Rest gesetzt hätte? Wann gerade mir die Lappländers Nase? Gerade mir dieses Mohrenmaul? Diese Hottentotten Augen? Wirklich ich glaube sie hat von allen Menschensorten das Scheußliche auf einen Hauffen geworffen, und mich daraus gebacken. Mord und Tod! Wer hat ihr die Vollmacht gegeben jenem dieses zu verleyhen, und mir vorzuenthalten? Könnte ihr jemand darum hofiren, eh er entstand? Oder sie beleidigen, eh er selbst wurde? Warum geing sie so parteylich zu Werke?

Nein! Nein! Ich thu ihr Unrecht. Gab sie uns doch Erfindungs-Geist mit, setzte uns nackt und armselig ans Ufer dieses grossen Ozeans Welt – Schwimme, wer schwimmen kann, und wer zu plump ist geh unter! Sie gab mir nichts mit; wozu ich mich machen will, das ist nun meine Sache. Jeder hat gleiches Recht zum Grösten und Kleinsten, Anspruch wird an Anspruch, Trieb an Trieb, und Krafft an Krafft zernichtet. Das Recht wohnet bey dem Ueberwältiger, und die Schranken unserer Krafft sind unsere Geseze.

Wohl gibt es gewiße gemeinschaftliche Pakta, die man geschlossen hat, die Pulse des Weltzirkels zu treiben. Ehrlicher Nahme! – wahrhaftig eine reichhaltige Münze mit der sich meisterlich schachern läßt, wers versteht, sie gut auszugeben. Gewissen, – o ja freilich! ein tüchtiger Lumpenmann, Sperlinge von Kirschbäumen wegzuschröken! – auch das ein gut geschriebener Wechselbrief mit dem auch der Bankerotirer zur Noth noch hinauslangt.

In der That, sehr lobenswürdige Anstalten, die Narren im Respekt und den Pöbel unter dem Pantoffel zu halten, damit die Gescheiden es desto bequemer haben. Ohne Anstand, recht schnakische Anstalten! Kommen wir für, wie die Hecken die meine Bauren gar schlaue um ihre Felder herumführen. daß ja kein Haase drüber sezt, ja beileibe kein Haase! – Aber der gnädige Herr gibt seinem Rappen den Sporn, und galoppirt weich über der Weyland Aerndte.

Armer Haase! Es ist doch eine jämmerliche Rolle, der Haase seyn müßen auf dieser Welt – Aber der gnädige Herr braucht Haasen!

Also frisch drüber hinweg! Wer nichts fürchtet, ist nicht weniger mächtig als der, den alles fürchtet. Es ist itzo die Mode, Schnallen an den Beinkleidern zu tragen, womit man sie nach Belieben weiter und enger schnürt. Wir wollen uns ein Gewissen nach der neuesten Facon

anmessen lassen, um es hübsch weiter aufzuschmallen wie wir zulegen. Was können wir dafür? Geht zum Schneider! Ich habe Langes und Breites von einer sogenannten Blutliebe schwazen gehört, das einem ordentlichen Hausmann den Kopf heiß machen könnte – Das ist dein Bruder! – das ist verdollmetscht; Er ist aus eben dem Ofen geschossen worden, aus dem du geschossen bist – also sei er dir heilig! – Merkt doch einmal diese verzwickte Consequenz, diesen poßierlichen Schluß von der Nachbarschaft der Leiber auf die Harmonie der Geister; von eben derselben Heimat zu eben derselben Empfindung; von einerley Kost zu einerley Neigung. Aber weiter – es ist dein Vater! Er hat dir das Leben gegeben, du bist sein Fleisch, sein Blut – also sey er dir heilig! Wiederum eine schlaue Consequenz! Ich möchte doch fragen, warum hat er mich gemacht? doch wol nicht gar aus Liebe zu mir, der erst ein Ich werden sollte? Hat er mich gekannt ehe er mich machte? Oder hat er an mich gedacht, wie er mich machte? Oder hat er mich gewünscht, da er mich machte? Wußte er was ich werden würde? das wollt ich ihm nicht rathen, sonst möcht ich ihn dafür strafen, daß er mich doch gemacht hat? Kann ichs ihm Dank wissen, daß ich ein Mann wurde? So wenig als ich ihn verklagen könnte, wenn er ein Weib aus mir gemacht hätte. Kann ich eine Liebe erkennen, die sich nicht auf Achtung gegen mein Selbst gründet? Konnte Achtung gegen mein Selbst vorhanden seyn, das erst dadurch entstehen sollte, davon es die Voraussetzung seyn muß? Wo stikt dann nun das Heilige? Etwa im Aktus selber durch den ich entstand? – Als wenn dieser etwas mehr wäre als viehischer Prozeß zur Stillung viehischer Begierden? Oder stikt es vielleicht im Resultat dieses Aktus, der doch nichts ist als eiserne Nothwendigkeit, die man so gern wegwünschte, wenns nicht auf Unkosten von Fleisch und Blut geschehn müßte? Soll ich ihm etwa darum gute Worte geben, daß er mich liebt? das ist eine Eitelkeit von ihm, die Schoossünde aller Künstler, die sich in ihrem Werk kokettieren, wär es auch noch so heßlich. – Sehet also das ist die ganze Hexerey, die ihr in einen heiligen Nebel verschleyert unsre Furchtsamkeit zu mißbrauchen. Soll auch ich mich dadurch gängeln lassen wie einen Knaben?

Frisch also! mutig ans Werk! – Ich will alles um mich her ausrotten, was mich einschränkt daß ich nicht Herr bin. Herr muß ich seyn, daß ich das mit Gewalt ertrotze, wozu mir die Liebenswürdigkeit gebracht ab.

Zweyte Scene.

Schenke an den Gränzen von Sachsen.

Karl v. Moor in ein Buch vertieft. **Spiegelberg** trinkend am Tisch.

Karl v. Moor legt das Buch weg. Mir ekelt vor diesem Tintenkleksenden Sekulum, wenn ich in meinem Plutarch lese von großen Menschen.

Spiegelberg stellt ihm ein Glas hin, und trinkt. Den Josephus mußst du lesen.

Moor. Der lohe Lichtfunke Prometheus ist ausgebrannt, dafür nimmt man izt die Flamme von Berlappenmehl – Theaterfeuer, das keine Pfeiffe Tabak anzündet. Da krabbeln sie nun, wie die Ratten auf der Keule des Herkules, und studieren sich das Mark aus dem Schädel was das für ein Ding sey, das er in seinem Hoden geführt hat? Ein französischer Abbe dozirt, Alexander sei ein Haasenuß gewesen, ein schwindsüchtiger Professor hält sich bey jedem Wort ein Fläschchen Salmiakgeist vor die Nase, und ließt ein Kollegium über die Kraft. Kerls, die in Ohnmacht fallen wenn sie einen Buben gemacht haben, kritteln über die Taktik des Hannibals – feuchtohrige Buben fischen Phrases aus der Schlacht bei Kannä, und greinen über die Siege des Scipio, weil sie sie exponiren müßen.

Spiegelberg. Das ist ja recht Alexandrinisch geflännt.

Moor. Schöner Preiß für euren Schweiß in der Feldschlacht, daß ihr jetzt in Gymnasien lebet, und eure Unsterblichkeit in einem Bücherriemen mühsam fortgeschleppt wird. Kostbarer Ersatz eures verpraßten Blutes, von einem Nürnberger Krämer um Lebkuchen gewickelt – oder, wens glücklich geht, von einem französischen Tragödienschreiber auf Stelzen geschraubt, und mit Drathfäden gezogen zu werden. Hahaha!

Spiegelberg trinkt, Lies den Josephus, ich bitte dich drum!

Moor. Pfui! Pfui über das schlappe Kastraten-Jahrhundert, zu nichts nütze, als die Thaten der Vorzeit wiederzukäuen, und die Helden des Alterthums mit Kommentationen zu schinden, und zu verhunzen mit Trauerspielen. Die Kraft seiner Lenden ist versiegen gegangen, und nun muß Bierhefe den Menschen fortpflanzen helfen.

Spiegelberg. Thee, Bruder, Thee!

Moor. Da verrammeln sie sich die gesunde Natur mit abgeschmackten Konventionen, haben das Herz nicht ein Glas zu leeren,

weil sie Gesundheit dazu trinken müssen – beleken den Schuhpuzer, daß er sie vertrete bei Ihro Gnaden, und hudeln den armen Schelm, den sie nicht fürchten. Vergöttern sich um ein Mittagessen, und möchten einander vergiften um ein Unterbett, das ihnen beim Aufstreich überboten wird. – Verdammen den Sadduzäer, der nicht fleißig genug in die Kirche kommt, und berechnen ihren Judenzins am Altare – fallen auf die Knie, damit sie ja ihren Schlamp ausbreiten können – wenden kein Aug von dem Pfarrer, damit sie sehen, wie seine Perücke frisirt ist. – Fallen in Ohnmacht, wenn sie eine Gans bluten sehen, und klatschen in die Hände, wenn ihr Nebenbuhler bankerott von der Börse geht – – So warm ich ihnen die Hand drückte – „nur noch einen Tag“ – Umsonst! – Ins Loch mit dem Hund! – Bitten! Schwüre! Tränen auf den Boden stampfend, Hölle und Teufel!

Spiegelberg. Und um so ein paar tausend lausige Dukaten –

Moor. Nein ich mag nicht daran denken. Ich soll meinen Leib pressen in eine Schnürbrust, und meinen Willen schnüren in Gesetze. Das Gesez hat zum Schneckengang verdorben, was Adlerflug geworden wäre. Das Gesez hat noch keinen großen Mann gebildet, aber die Freyheit brütet Koloße und Extremitäten aus. Sie verpallisadiren sich ins Bauchfell eines Tyrannen, hofiren der Laune seines Magens, und lassen sich klemmen von seinen Winden. – Ah! daß der Geist Herrmanns noch in der Asche glimmte! – Stelle mich vor ein Heer Kerls wie ich, und aus Deutschland soll eine Republik werden, gegen die Rom und Sparta Nonnenklöster seyn sollen. Er wirft den Degen auf den Tisch und steht auf.

Spiegelberg aufspringend. Bravo! Bravissimo! du bringst mich eben recht auf das Chapitre. Ich will dir was ins Ohr sagen Moor, das schon lang mit mir umgeht, und du bist der Mann dazu – sauf Bruder sauf! – wie wärs wenn wir Juden würden, und das Königreich wieder aufs Tapet brächten?

Moor lacht aus vollem Halse. Ah! Nun merk ich – nun merk ich – du willst die Vorhaut aus der Mode bringen, weil der Barbier die deinige schon hat?

Spiegelberg. Daß dich Bärenhäuter! Ich bin freylich wunderbarerweiß schon voraus beschnitten. Aber sag, ist das nicht ein schlauer und herzhafter Plan? Wir lassen ein Manifest ausgehen in alle vier Enden der Welt und zitiren nach Palästina, was kein Schweinefleisch ißt. Da beweiß ich nun durch triftige Dokumente, Herodes der Vierfürst sei mein Großhahn herr gewesen, und so ferner. Das wird ein Viktoria

abgeben, Kerl, wenn sie wieder ins Trockene kommen, und Jerusalem wieder aufbauen dürfen. Izt frisch mit den Türken aus Asien, weil's Eisen noch warm ist, und Zedern gehauen aus dem Libanon, und Schiffe gebaut, und geschachert mit alten Borden und Schnallen das ganze Volk. Mittlerweile –

Moor nimmt ihn lächelnd bey der Hand. Kamerad! Mit den Narrenstreichen ist nun am Ende.

Spiegelberg stutzig. Pfiu, du wirst doch nicht gar den verlorenen Sohn spielen wollen? Ein Kerl wie du der mit dem Degen mehr auf die Gesichter gekrizelt hat, als drey Substituten in einem Schaltjahr ins Befehlbuch schreiben! Soll ich dir von der großen Hundsleiche vorerzählen? ha! ich muß nur dein eigenes Bild wieder vor dich rufen, das wird Feuer in deine Adern blasen, wenn dich sonst nichts mehr begeistert. Weißt du noch wie die Herren vom Kollegio deiner Dogge das Bein hatten abschießen lassen, und du zur Revange liesest ein Fasten ausschreiben in der ganzen Stadt. Man schmolte über dein Rescript. Aber du nicht faul, läßt alles Fleisch aufkauffen in ganz L. daß in acht Stund kein Knoch mehr zu nagen ist in der ganzen Rundung, und die Fische anfangen im Preiße zu steigen. Magistrat und Bürgerschaft düßelten Rache. Wir Pursche frisch heraus zu siebzehn hundert, und du an der Spitze, und Mezger, und Schneider und Krämer hinterher, und Wirth und Barbierer und alle Zünfte, und fluchen, Sturm zu lauffen wider die Stadt wenn man den Purschen ein Haar krümmen wollte. Da giengs aus, wie's Schießen zu Hornberg, und mußten abziehen mit langer Nase. Du läßt Doktores kommen ein ganzes Concilium, und botst drey Dukaten wer dem Hund ein Recept schreiben würde. Wir sorgten die Herren werden zuviel Ehr im Leib haben und Nein sagen und hattens schon verabredt sie zu forciren. Aber das war unnötig, die Herren schlugen sich um die drey Dukaten, und kams im Abstreich herab auf drei Bazen, in einer Stund sind zwölf Recepte geschrieben, daß das Thier auch bald drauf verreckte.

Moor. Schändliche Kerls!

Spiegelberg. Der Leichenpomp wird veranstaltet in aller Pracht, Karmina gabs die schwere Meng um den Hund, und zogen wir aus des Nachts gegen tausend, eine Laterne in der einen Hand, unsre Raufdegen in der andern, und so fort durch die Stadt mit Glockenspiel und Geklimper, bis der Hund beigesezt war. Drauf gabs ein Fressen, das währt bis an den lichten Morgen, da bedanktest du dich bey den Herren für das herzliche Beileid, und ließest das Fleisch verkauffen ums halbe

Geld. Mort de ma vie, da hatten wir dir Respekt, wie eine Garnison in einer eroberten Vestung –

Moor. Und du schämst dich nicht damit groß zu pralen? Hast nicht einmal so viel Schaam dich dieser Streiche zu schämen?

Spiegelberg. Geh, geh. Du bist nicht mehr Moor. Weißt du noch wie tausendmal du die Flasche in der Hand den alten Filzen hast aufgezogen, und gesagt: Er soll nur drauf los schaben und scharren, du wollest dir dafür die Gurgel absaufen. – Weißt du noch? he? weißt du noch? O du heillosen, erbärmlicher Prahlanß! das war noch männlich gesprochen, und edelmännisch, aber –

Moor. Verflucht seyst du, daß du mich dran erinnerst! Verflucht ich, daß ich es sagte! Aber es war nur im Dampfe des Weins, und mein Herz hörte nicht was meine Zunge pralte.

Spiegelberg schüttelt den Kopf. Nein! nein! nein! das kann nicht seyn. Unmöglich Bruder, das kann dein Ernst nicht seyn. Sag, Brüderchen, ist es nicht die Noth die dich so stimmt? Kommt, laß dir ein Stückchen aus meinen Bubenjahren erzählen. Da hatt ich neben meinem Hauß einen Graben, der, wie wenig, seine acht Schuh breit war, wo wir Buben uns in die Wette bemühten hinüber zu springen. Aber das war umsonst. Pflumpf! lagst du, und ward ein Gezisch und Gelächter über dir, und wurdest mit Schneebällen geschmissen über und über. Neben meinem Hauß lag eines Jägers Hund an einer Kette, eine so bißige Bestie, die dir die Mädels wie der Blitz am Rockzipfel hatte, wenn sie sichs versahn, und zu nah dran vorbey strichen. Das war nun mein Seelengaudium, den Hund überall zu necken wo ich nur konnte, und wollt halb krepiren vor Lachen wenn mich dann das Luder so giftig anstierte, und so gern auf mich losgerannt wär, wens nur gekonnt hätte. – Was geschieht? Ein andermal mach ichs ihm auch wieder so, und werf ihn mit einem Stein so derb an die Ripp, daß er vor Wuth von der Kette reißt und auf mich dar, und ich wie alle Donnerwetter reißaus und davon – Tausend Schwerenoth! Da ist dir just der vermaledeyte Graben dazwischen. Was zu thun? Der Hund ist mir hart an den Fersen und wüthig, also kurz resolvirt – ein Anlauf genommen – drüben bin ich. Dem Sprung hatt ich Leib und Leben zu danken; die Bestie hätte mich zu Schanden gerissen.

Moor. Aber wozu itzt das?

Spiegelberg. Dazu – daß du sehen sollst, wie die Kräfte wachsen in der Noth. Darum laß ich mirs auch nicht bange seyn, wens aufs äusserste kommt. Der Muth wächst mit der Gefahr; Die Kraft erhebt